

Was der Geist den Gemeinden sagt

Impulse aus dem Neuen Testament

von Gerd Häfner

In Umbruchsituationen neigen viele dazu, das Vergangene zu verklären. Zurück liegende Aufbruchzeiten werden oftmals geradezu idealisiert. Je länger sie zurück liegen, desto mehr wird ein Idealbild tradiert, das nur bedingt der Wirklichkeit entspricht. Dies gilt gerade für die Beschreibung der Jerusalemer Urgemeinde im Neuen Testament. Beim genauen Hinsehen zeigt sich aber: Auch die frühe Christengemeinde hatte mit ähnlichen Problemen zu kämpfen wie heutige Gemeinden. Der Autor benennt diese Konflikte nicht nur, sondern zeigt auf, welche Lösungsansätze gefunden wurden, die auch in heutiger Zeit tragen können. (Red.)

Die Urgemeinde – keine reine Erfolgsgeschichte

Wer nach ansteckenden Aufbruchserfahrungen christlicher Gemeinden sucht, kann auf die Idee kommen, den allerersten Aufbruch in den Blick zu nehmen. Immerhin haben wir in der Apostelgeschichte nicht nur eine Darstellung der pfingstlichen Initialzündung, sondern auch Erfolgsmeldungen, die das stete Wachsen der Jerusalemer Urgemeinde bezeugen (Apg 2,41; 4,4; 5,14; 6,7).

Sehnsucht nach dem Anfang?

Der Schein trügt etwas, und das nicht nur wegen der sicher übertriebenen Zahlen. In noch stärkerem Maß stellt die Beschreibung des Lebens der Urgemeinde ein Ideal vor Augen. Zunächst schildert dies Lukas in den schönsten Farben: Die Glaubenden waren ein Herz und eine Seele, hatten alles gemeinsam, hielten Mahl in der Einfachheit des Herzens (s. Apg 2,42–47; 4,32–35). Die Unaufrichtigkeit von Hananias und Sapphira (5,1–11) und der Streit um die Witwenversorgung, der sich zwischen zwei Sprachgruppen entzündet (6,1–6), bricht aber recht bald in diese Harmonie ein. Die Apostelgeschichte vermittelt einerseits also ein *Idealbild*, das aber andererseits *nicht ungetrübt* bleibt.

Es ist aber genau diese Mischung, die den Erzählungen von der Urgemeinde über die Zeiten hinweg eine orientierende Funktion verleihen kann. In ihnen wird zum einen nicht einfach vorgestellt, was *war*, sondern was *sein soll*. Das Bild des einmütigen Lebens kann im Sinne des Lukas nicht abgeschoben werden in eine ferne Vergangenheit, mit der die eigene Gegenwart nichts mehr zu tun hätte („so war das eben unter den besonderen Bedingungen des Anfangs“). Zum andern wird kein konflikt-

Zugänge

freies Idyll vor Augen gestellt, das als unerreichbares und unrealistisches Ideal nur Sehnsucht, aber nicht Verwirklichung in der Praxis provozieren könnte. Echte Gemeinschaft ist auch angesichts von Streit und durch Auseinandersetzung hindurch zu suchen.

Die Mühe mit dem Kompromiss Geklärtes und Ungeklärtes auf dem Apostelkonzil

Besonders zeigt sich der zuletzt genannte Aspekt bei der Behandlung einer Grundsatzfrage, die die Weichen für die Verkündigung des Evangeliums stellen sollte: Können Heiden *als Heiden* in die Gemeinde aufgenommen werden, oder sind sie auf die Vorschriften des jüdischen Gesetzes zu verpflichten, wie sie in den fünf Büchern Mose niedergelegt sind? Diese Frage wurde auf dem Apostelkonzil verhandelt, zu dem zwei Quellen zur Verfügung stehen: neben der Apostelgeschichte auch der Galaterbrief des Paulus, der die damaligen Vorgänge und Debatten noch einmal in einem anderen Licht erscheinen lässt. Nach der Apostelgeschichte wird die Frage durch je eine Rede von Petrus und Jakobus gewissermaßen von oben geklärt (Apg 15,7–11.13–21); die Gemeinde stimmt deren Urteil zu (15,22). Und es wird eine Lösung des Konfliktes formuliert, die Paulus nicht kennt: die so genannten *Jakobus-Klauseln* (15,20.29; dazu gleich mehr). Nach Gal 2,1–10 wurde die gesetzesfreie Heidenmission dagegen ohne jede Einschränkung anerkannt, allein die Kollekte für die Armen der Urgemeinde in den heidenchristlichen Gemeinden nennt Paulus als Auflage (2,10). Auch scheint es nach seiner Darstellung heftigere Diskussionen gegeben zu haben, als es sich aus der Apostelgeschichte ergibt (den „eingeschlichenen Falschbrüdern“ hat Paulus „nicht eine Stunde durch Unterwürfigkeit nachgegeben“: 2,4f).

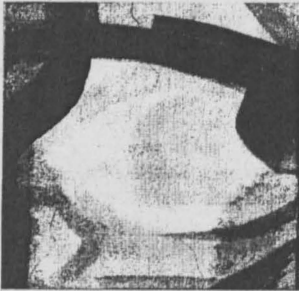
Wahrscheinlich wurde auf dem Apostelkonzil in Jerusalem eine Entscheidung getroffen, die eine wichtige Frage offen ließ: Wie können Judenchristen und Heidenchristen in *einer* Gemeinde zusammenleben? Offenkundig wurde dieses ungelöste Problem im „antiochenischen Zwischenfall“, von dem wir allein durch Paulus erfahren (Gal 2,11–14). Jakobus, Befürworter der gesetzesfreien Heidenmission, nahm an der Tischgemeinschaft zwischen beiden Gruppen Anstoß. In seiner Sicht durfte die Heidenmission nicht dazu führen, dass die Gesetzesfrömmigkeit der Judenchristen relativiert würde. Sie hatten sich weiterhin an die Speisegebote zu halten, und dies war nicht möglich, wenn sie in einem heidenchristlichen Haus Mahl hielten. Sein Protest, durch Boten überbracht, zeigte Wirkung: Petrus, Barnabas und die übrigen Judenchristen zogen sich von der Tischgemeinschaft zurück, wie Paulus beklagt. Den Ausgang des Konfliktes schildert er nicht, weshalb man gewöhnlich annimmt,

dass sich Paulus mit seiner rigorosen Position nicht durchgesetzt hat. Wie man eine kompromissorientierte Lösung findet, kann man von Paulus nicht lernen. Die bereits genannten Jakobus-Klauseln sind wohl eine Kompromissformel, die jenes Problem löst, das bei dem genannten Zwischenfall offenkundig geworden war. Sie erhebt eine rituelle Minimalanforderung an die Heidenchristen: Sie sollen sich von vier Dingen fernhalten, nämlich von Blut, Ersticktem (Fleisch, aus dem nicht alles Blut herausgeflossen ist), Götzenopferfleisch (Fleisch aus heidnischen Tempelopfern), Unzucht (wahrscheinlich bezogen auf Verwandtschaftsehen). Zu dieser Lösung kam man, indem man an Tradition anknüpfte und sie der neuen Situation anpasste. Denn mit den vier Forderungen wurden Bestimmungen aufgegriffen, die sich im Buch *Leviticus* finden und dort ausdrücklich die „Fremden“, also die Nicht-Israeliten, einschließen (Kapitel 17 und 18). Dies wurde auf die Gemeinschaft zwischen Juden- und Heidenchristen übertragen und so verhindert, dass sich die Gemeinde in zwei Teile aufspaltete.

Diese Lösung wurde wahrscheinlich noch nicht auf dem Apostelkonzil gefunden. Ihr Name, „Jakobus-Klauseln“, verdankt sich der Darstellung der Apostelgeschichte; in historischer Hinsicht bleiben ihre Urheber im Dunkeln. Mit heutigen Begriffen ließe sich sagen: Die Lösung wurde an der Basis gefunden, und die hinterlässt keine Namen in den geschichtlichen Dokumenten.

Spaltungen und ihre Überwindung (1Kor)

- Die Gefahr der Fraktionierung in den Gemeinden zeigt sich auch im Verlauf der paulinischen Mission. Für Paulus ist es von grundlegender Bedeutung, dass solche Spaltungen überwunden werden, worin auch immer sie gründen. Die Bildung von vier Gruppen, die sich auf verschiedene Größen berufen („ich halte zu Paulus, ich zu Kephas, ich zu Apollos, ich zu Christus“, 1Kor 1,12f), führt dazu, dass Christus zerteilt ist. Einheit kann die Gemeinde nur in der Ausrichtung auf Christus finden, und zwar ohne sich darin von anderen abzusetzen (darin liegt möglicherweise das Kritikwürdige der „Christuspartei“).
- Spaltung entsteht in der Gemeinde von Korinth nicht nur durch falschen Personenkult, sondern auch durch unterschiedliche Auffassungen von dem Verhalten, das mit dem Christusbekenntnis für vereinbar gehalten wird. Es geht um die Frage, ob das Fleisch gegessen werden darf, das von den Opfern in heidnischen Tempeln stammt. Zwei verschiedene Haltungen in der Gemeinde von Korinth werden sichtbar. Die eine verbindet sich mit der Erkenntnis der Nichtigkeit von Götzen



Zugänge

und der Einzigkeit Gottes. Ein Teil der korinthischen Gemeinde folgt aus dieser Erkenntnis für die verhandelte Frage: Götzenopferfleisch kann bedenkenlos gegessen werden, es handelt sich letztlich um profanes Fleisch. Für andere bleibt aber der Bezug zu den Götzen bestehen; sie würden jenes Fleisch *als* Götzenopferfleisch essen – für sie ein Rückfall in den Götzendienst. So erkennen sie eine Konkurrenz zu ihrem Bekenntnis zu Christus. Paulus gibt der ersten Position (die „Starken“) zwar sachlich recht, markiert aber eine Grenze: Er sieht die Gefahr, dass die Starken in der konsequenten Verwirklichung ihrer (zutreffenden) Erkenntnis rücksichtslos werden könnten gegenüber anderen Gemeindemitgliedern, die jene Erkenntnis nicht haben. Er fordert die Starken zum Verzicht auf die Ausübung ihrer in Christus gewonnenen Freiheit auf. Dies würde den Einsatz Christi für den Bruder, die Schwester zerstören und wäre so eine Sünde auch gegen Christus.

- Eine sozial begründete Spaltung bespricht Paulus bei seiner Kritik an der Herrenmahlfest (11,17–34). Die Rekonstruktion der Vorgänge in der Gemeinde ist umstritten, am wahrscheinlichsten ist es bei der Feier des Herrenmahls zu folgendem Missstand gekommen: Die sozial besser gestellten Gemeindemitglieder, die freier über ihre Zeit verfügten, begannen mit dem Sättigungsmahl, ehe die stärker in Arbeit und Zwänge eingebundenen Mitglieder kommen konnten. Für diese blieb dann kaum noch etwas übrig. Mit Verweis auf die entscheidende sakramentale Handlung nach dem Sättigungsmahl ist diese Praxis wohl gerechtfertigt worden: An ihr konnten alle teilnehmen. Paulus kritisiert dies als unwürdige Feier, die dem eigentlichen Sinn des Herrenmahls in keiner Weise entspricht: Wer das „für euch“ der Hingabe Jesu (11,23–26) annimmt und im Mahl daran teilhat, kann nicht zugleich in seinem Verhalten den Bruder und die Schwester aus den Augen verlieren. Die Mahlteilnehmer sollen aufeinander warten (11,33), damit es nicht zu der grotesken Situation kommt, dass einer hungert und der andere betrunken ist (11,21).
- Unterschiedliche religiöse Begabungen drohen die Gemeinde zu teilen in Minderbemittelte und reich Beschenkte. Aus der Behandlung des Themas der Charismen (1Kor 12–14) ergibt sich, dass Paulus der Hochschätzung der Zungenrede (ekstatisches, stammelndes Reden, das für die Zuhörer unverständlich bleibt) gegensteuert. Solche spektakulären Phänomene sind für ihn kein besonderer Ausdruck des Geistbesitzes, denn bereits das Bekenntnis zu Jesus als Herrn kann nur im Geist geschehen (12,3). Außerdem ordnet Paulus die Zungenrede (und ihre Auslegung) in den Aufzählungen der Gnadengaben je-

weils am Schluss ein (12,8-10.28-30) und betont deutlich den höheren Wert der verständlichen prophetischen Rede (14,1-25). Entscheidend ist für ihn das Kriterium, an dem sich alle Gnadengaben messen lassen müssen: am Nutzen für den Aufbau der Gemeinde (12,7; 14,4). Die Zungenrede schneidet hier nicht besonders gut ab. Auch im Bild vom Leib (1Kor 12,14-26) betont Paulus die notwendige Vielfalt und gegenseitige Verwiesenheit der Geistesgaben sowie die Bedeutung der weniger angesehenen Charismen.

In den meisten Fällen zeigt sich als Muster: Das Schwache muss gestärkt werden, das Starke darf sich nicht überheben. Wichtiger als die Durchsetzung theologischer Richtigkeit ist die Rücksichtnahme; ein „Sakramentalismus“ ohne Solidarität führt in die Irre; unterschiedliche Ausdrucksformen der Geistbegabung begründen keine Rangunterschiede – und wenn, dann höchstens in einer Weise, die den üblichen Maßstäben von Geltungsansprüchen entgegengesetzt ist. Paulus stellt die Gemeinde als Leib Christi vom Kopf auf die Füße.

Regeln und ihre Durchbrechung (Mt 18)

Das 18. Kapitel des Matthäus-Evangeliums bespricht Fragen, die nicht mehr in die Situation der Jünger gehören, die mit Jesus umhergewandert sind. Hier erscheint der Begriff der Gemeinde, Ekklesia, der ein bestimmter Fall vorgetragen werden soll. Deutlich setzt der Text also die ortsfeste Gemeinde voraus. Diese Offenheit für die Situation der Adressaten – nicht nur an dieser Stelle – zeigt: Es ging in diesem Werk von Anfang darum, dass Glaubende ihre gläubige Existenz mit der Geschichte Jesu konfrontieren und in dieser Begegnung vertiefen.

In 18,15-17 scheint Matthäus eine Gemeindevorgabe zu zitieren, die in einem mehrstufigen Verfahren regelt, wie mit einem sündigen Gemeindeglied zu verfahren ist: Zuerst Zurechtweisung unter vier Augen, im Fall des Scheiterns sollen ein oder zwei Zeugen hinzugezogen werden; wird noch eine dritte Stufe nötig, so ist die ganze Gemeinde die Instanz, vor der der Fall abschließend verhandelt werden soll. Zeigt sich der sündige Bruder auch hier nicht einsichtig, so „sei er dir wie ein Heide und Zöllner“ (V.18). Dies klingt auf den ersten Blick so, als solle der Kontakt abgebrochen, der Sünder aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Und wahrscheinlich war es auch ursprünglich so gemeint: Eine Regel, nach der verfahren werden soll, wenn ein Mitglied der Gemeinde falsch handelt. Matthäus aber legt in seinem Evangelium eine Spur, die in eine andere Richtung weist. Überspitzt gesagt: Er bringt die Regel in sein Werk ein, um sie außer Kraft zu setzen. Darauf weist die Formulierung „Heide und Zöllner“.

Zugänge

Nur an einer weiteren Stelle ist noch einmal zusammenhängend von Zöllnern und Heiden die Rede: im Rahmen der Antithese von der Feindesliebe. Das dort geforderte Handeln wird ins Verhältnis gesetzt zu dem, was die Zöllner und die Heiden tun: „Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr? Tun nicht auch die Zöllner dasselbe? Und wenn ihr allein eure Brüder grüßt, was tut ihr Besonderes? Tun nicht auch die Heiden dasselbe?“ (5,46f).

Dieses Tun der Zöllner und der Heiden wird nicht als falsch gekennzeichnet, wohl aber als ungenügend. Ihr gutes Handeln beruht auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit; ihre Liebe begrenzt sich auf den Kreis derer, von denen sie selbst geliebt werden. Der Jesus der Bergpredigt aber verlangt mehr: zu lieben, wenn man keine Gegenleistung erwarten kann. Die Maßstäbe von Heiden und Zöllnern müssen also überboten werden. Und genau dies könnte auch der entscheidende Gedanke für Matthäus bei der Gemeindeformel in Kapitel 18 sein. Wenn alle Vermittlungsbemühungen scheitern und der sündige und uneinsichtige Bruder also wie ein Heide und Zöllner zu betrachten ist, dann ist er als derjenige zu betrachten, der in der Begrenzung seiner Liebe übertroffen werden soll. Auch wenn sich der Bruder nicht von seinem falschen Verhalten löst, soll er dennoch nicht abgeschrieben werden. Gerade dann muss das Mehr verwirklicht werden, das Jesus in der letzten Antithese von den Hörern erwartet (5,47). Der Endpunkt des dreistufigen Verfahrens ist nicht der Abbruch der Beziehung, sondern die noch intensivere Bemühung um den Bruder. Der nachfolgende Kontext klärt, wie diese Bemühung verwirklicht werden kann, wie man das auf Gegenseitigkeit basierende Handeln von Heiden und Zöllnern überwinden kann: durch das „Lösen“ im Sinne des Freisprechens (18,18), durch das Gebet (18,19–20) und vor allem – weil die Rede mit diesem Thema schließt – durch die *Vergebung* (18,21–35).



Der Einfluss des Zeitgeistes

Ein letzter Aspekt des Blicks in die Ursprungszeit der christlichen Gemeinden betrifft das Verhältnis zum gesellschaftlichen Umfeld. Es ist von Anfang an ambivalent. Einerseits kann, wie im Johannes-Evangelium, mit „Welt“ der Bereich des Unglaubens bezeichnet werden, der den Gläubigen feindlich gegenübersteht (z.B. Joh 15,18); Paulus fordert dazu auf, sich „dieser Welt“ nicht anzupassen (Röm 12,2). Andererseits ist die Welt in universalem Sinn vom göttlichen Heilswillen betroffen und deshalb der Ort der Sendung Jesu und der Jünger (Joh 3,16f; 17,18); Paulus orientiert sich in seinen Weisungen zum Handeln durchaus an Maßstäben und Begriffen, die aus der Ethik der heidnisch-hellenistischen Umwelt stammen (z.B. Röm 12,2; Phil 4,8). Solange das Urchristentum sich als

Endzeitgemeinde verstand, die auf die baldige Vollendung der Welt zugeht, lag es nahe, das Moment der Abgrenzung vom Umfeld zu betonen. Umso bemerkenswerter ist die Tatsache, dass selbst in dieser Phase das Gegengewicht einer Öffnung zur Welt hin nicht außer Acht gelassen wurde. Mit der fortschreitenden Zeit musste dieses Gegengewicht stärker werden. Spuren davon finden sich auch im Neuen Testament.

Am deutlichsten wird dies wohl in den Pastoralbriefen (1./2. Timotheusbrief, Titusbrief), die den Namen des Paulus als Absender tragen, aber frühestens vom Beginn des 2. Jahrhunderts (und damit nicht von Paulus) stammen. Nach innen wird in diesen Schreiben ein eher restriktives Gemeindemodell vertreten, nach außen findet dagegen eine Öffnung statt. Erkennt man, dass beides zusammenhängt, entfalten diese Briefe ein Potential über das in ihnen vertretene Gemeindeglied hinaus. Zunächst: Worin bestehen die Beschränkungen? Profiliert ist der Einsatz gegen Falschlehrer, zu denen eine scharfe Grenze gezogen wird (z.B. 2Tim 2,14–21). Im Blick auf Funktionen innerhalb der Gemeinde fällt besonders auf, dass Frauen zurückgedrängt (1Tim 2,9–14; 5,3–16) und in ihre Rolle in der Familie eingewiesen werden (1Tim 2,15; Tit 2,3–5). Der Verfasser der Briefe favorisiert ein Gemeindemodell, in dem, orientiert an der Struktur des antiken Hauses, der eine Leiter an der Spitze steht und wie ein guter Hausvater für die Gemeinde sorgt (1Tim 3,1–5). Mit diesem Modell ist notwendig eine Struktur von Über- und Unterordnung verbunden; der Verfasser der Briefe erhofft sich von ihr die Lösung der zu seiner Zeit drängenden Probleme. Zu diesen gehört, neben der Auseinandersetzung mit den Falschlehrern, die Frage, wie das Evangelium („das Wort Gottes“, „die Lehre“) so verkündet wird, dass es ankommen kann.

Diese zuletzt gebrauchte Formulierung klingt modern; sie klingt auch positiver als es die Pastoralbriefe selbst zumeist ausdrücken. In der Sache ist sie dennoch berechtigt. Die Pastoralbriefe haben eine offene Haltung der Umwelt gegenüber, die theologisch begründet ist: „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden“ (1Tim 2,4). Entsprechend ist das Gebet für alle Menschen (1Tim 2,1f) nicht allein im Wunsch nach einem ruhigen Leben begründet, sondern Ausdruck der theologischen Weite der Pastoralbriefe. Und sie führt dazu, dass auch das Gemeindeleben so gestaltet wird, dass es keinen Anstoß erregt bei denen, die vom Wort Gottes erreicht werden sollen. Die Glaubenden sollen sich so verhalten, dass das Wort Gottes nicht gelästert, sondern geschmückt wird (1Tim 6,1; Tit 2,5; 2,10). Nicht um die Kritik an den Lästern geht es hier; gemahnt werden vielmehr diejenigen, die durch ihr Verhalten Lästern durch die Außenstehenden verursachen könnten. Der Zusammenhang zeigt: Im Blick sind Lästern, die darin begründet sind, dass die Glaubenden

Zugänge

den gesellschaftlich akzeptierten Rollenmustern nicht entsprechen. Sklaven und Frauen werden auf ihre untergeordnete Rolle eingeschworen, um die Verkündigung des Evangeliums nicht zu behindern.

Im Vergleich zu Paulus bedeutet dieses Modell eine erhebliche Veränderung der Gemeindeordnung. Dabei ist es gerade die Rücksicht auf die Wertmaßstäbe der Umwelt, die die Struktur der Gemeinde und die Neugestaltung der Tradition bestimmen soll. Im 2. Jahrhundert führte dieses Prinzip zum Ausschluss von Frauen aus verantwortlichen Funktionen; dass es heute ganz andere Folgerungen begründen würde, liegt auf der Hand. Auch wenn die Differenz zur Welt zur Kirche gehört: Unbeeinflusst vom Zeitgeist ist sie nie gewesen.



Gerd Häfner